



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

a./D.: Ein Wort gegen den Drang nach Colonialbesitz.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

nicht, wie sie Franzosen schreiben, kann uns je das Weltgericht bedeuten!
 Drum heran, ihr Kanonen, macht euch bereit, gegen die mehr als verworfene
 Stadt „die eiserne Entrüstung auszuspei'n!“ a./D.

Ein Wort gegen den Drang nach Colonialbesitz.

Als Kurfürst Friedrich III. von Brandenburg endlich nach seines Herzens Wunsche die Königskrone auf seinem Haupte sah, da hielt er es für unumgänglich geboten, auch eine Mätresse anzuschaffen. Er promenirte mit ihr zu bestimmten Stunden in ehrbarem Gespräche vor den Augen des Hofes eine Gallerie auf und nieder. Uebrigens blieb sein Familienleben durchaus sittlich tadellos, wie es gewesen; er genoß aber nun das erhebende Gefühl, auch in eigentlich unanständigen Dingen dem Anstande eines Königs à la Louis XIV. nichts zu vergeben. Man wird es hart finden, aber ich muß es einmal sagen: ganz ähnlich kommen mir die Leute vor, die heutzutage meinen, wir Deutsche, da wir ein so großes Volk geworden, müßten doch nun auch unsere Colonien haben.

Gleich nachdem man in den fünfziger Jahren begonnen hatte, das preußische Seewesen allmählig auszubilden, tauchten dahin zielende Wünsche auf; die Erwerbung der Jahde, die Besitznahme von Kiel, endlich vor Allem die Gründung des norddeutschen Bundes mit seiner einheitlichen Marine nährten sie dann mehr und mehr; Gerüchte von Staatsverhandlungen über Colonialerwerb, Entwürfe und Rathschläge von Privatleuten erschienen dann und wann in den Zeitungen. Auch aus den nationalgesinnten Broschüren, welche das Jahr 1866 hervorrief, klang häufig neben allem freudigen Stolze doch auch die elegische Klage hervor, daß Norddeutschland nun zwar eine ansehliche Großmacht geworden sei im Sinne der alten Pentarchie, daß es sich aber weitaus nicht messen könne mit den eigentlichen Weltmächten, der Union, England und Rußland. Man wies hin auf unsere Handelsmarine, die an Tonnengehalt den dritten Rang unter allen behauptete, gleich hinter der britischen und amerikanischen. Man begehrte nun auch ein schleuniges Wachsthum unserer Kriegesflotte, die den Völkern jenseits des Oceans verkünden müsse, „auch Preußen und Deutschland habe seine Consuln mit Kanonen.“ Und so geht selbst jetzt in diesem unvergleichlichen Momente unseres höchsten Kriegesruhms, inmitten der erfreulichsten Aussichten auf gerechte und heilsame Friedenserrungenschaften, ein Gefühl durch die Seele manches Vaterlandsfreundes, dem wir am besten Ausdruck geben durch das Urtheil, welches Ranke einmal über das Reich Karls des Großen ausspricht: „Wie mächtig das Reich auch sein mochte, so war es doch nicht mächtig genug; auf dem Festlande hatte es alle Feinde bezwungen und hinter wohl befestig-

ten Marken nichts zu fürchten; aber es mangelte ihm die Hälfte aller Macht, die Seemacht."

Die Seemacht, ja wohl! wer würde ihre großartige Entwicklung nicht wünschen? Aber gehören denn zu einer Seemacht nothwendig auch Colonien? Ein beträchtlicher Theil unseres Publicums scheint das wirklich zu glauben, und eben jetzt, meinen sie, habe Deutschland deren zu erwerben eine günstige Gelegenheit, die es um jeden Preis benutzen müsse: in die Bedingungen des Friedens mit Frankreich sei auch die Abtretung einer oder der anderen von seinen außereuropäischen Besitzungen aufzunehmen! Diese Forderung gerade, die uns in der Presse wie in Privatgesprächen vielfach begegnet ist, wollen wir versuchen, in der Kürze als verkehrt darzuthun, oder doch auf ein unschädliches Maß zurückzuführen.

Die Beweggründe, welche unsere Patrioten zu jener Forderung antrieben, sind verschiedener Art: die Einen hoffen, durch Colonien unserem Handel weiter aufzuhelfen, unserem Nationalreichthum die Schätze Indiens zuzuführen; in Anderen wird der alte Gedanke lebendig, unserer Auswanderung eine Stätte zu gründen, auf der sie nicht über kurz oder lang doch unserem Volksthum verloren gehe; wieder Andere möchten wenigstens für unsere Kriegsschiffe haltbare Stationen gewinnen, in deren Schutz sich dann in Zeiten der Gefahr auch unsere Kauffahrer bergen könnten; eine große Anzahl von Leuten endlich läßt sich bloß von unbestimmten tropischen Phantasieen reizen, ihre überseeische Lectüre macht ihnen zu schaffen, vor ihren Augen gaukeln blaue Hafenküsten mit stolzbewimpelten Dreimastern, sie träumen mit Heine's Fichtenbaum, von „Palmen, die fern im Morgenland“ u. s. w., und am Ende, ernstlicher befragt, bleiben sie dabei, es gehöre doch nun einmal dazu: wenn das kleine Holland seine reichen Colonien habe, warum sollte das große Deutschland nicht endlich welche zu bekommen trachten?

Gegen diese Scheinargumentation eben richtete sich unser spottendes Gleichniß zu Anfang; nein, im Ernste, etwas offenbar Unmorales kann niemals zu den Pflichten einer Nation gehören, keine äußerliche Eitelkeit der Repräsentation darf sie dazu verführen. Es sind vor allem andern sittliche Gründe, aus denen wir den Colonialgelüsten entgegentreten. Die ganze Politik des Colonialhandels gehört dem Kreise theoretisch längst überwundener sittlicher Vorstellungen an. Handelscolonien bedeuten die Ausbeutung der einen, uncivilisirten oder doch nur halbcivilisirten Nation durch die andere, civilisirte, bedeuten den übrigen civilisirten und darum mit Concurrenz drohenden Nationen und Staaten gegenüber das Monopol, bedeuten endlich allemal im Innern der eigenen Volkswirtschaft eine Aristokratie der großen Capitalien in schroffster Art. In allen diesen Beziehungen dürfen wir unser sonst so trauriges Geschick in den abgelaufenen Jahrhunderten der modernen Zeiten preisen, daß es uns vor einer überseeischen Laufbahn meinetwegen des

Glanzes und Reichthums', aber auch der Unredlichkeit und wie oft nicht auch der Unmenschlichkeit! gütig bewahrt hat.

Unser eigenes Colonialzeitalter liegt weit zurück in Jahrhunderten des Mittelalters, wo sich weder die sittlichen Ideen der Politik zu einiger Reinheit herausgeklärt hatten, noch vielleicht der gewöhnliche freie Handel civilisirter Zeiten überhaupt möglich war. Wir wollen keinen Unglimpf werfen auf die Kaufleute unserer Hansa. Ihre Factoreien, von denen aus sie die Völker des europäischen Nordens und Ostens freilich nicht minder hart wirtschaftlich unterjocht hielten, wie Venedig und Genua die Levante, diese Factoreien und Handelscolonien stehen gleichberechtigt neben den Eroberungscolonien der deutschen Ritter. Ich denke aber, niemand würde sich heut herausnehmen, die Politik der Kreuzzüge, die Befehung mit dem Schwerte, die gewaltsame Eroberung ungläubiger Lande um ihres Unglaubens willen, so nöthig das einmal gewesen sein mag, auch für unsere Tage wiederanzurathen. Nun, die händischen Comptoire zu London, Bergen und Nowgorod sind demselben natürlichen Laufe der Dinge erlegen, wie der deutsche Orden mit seinen Hetdenreisen. Als die Völker Nord- und Osteuropas zu eigener Mündigkeit herangediehen, hatte die gewinnabwerfende Vormundschaft unserer Städtearistokratieen über sie keinen Sinn mehr, sie gingen selber darüber so gut wie zu Grunde.

Hernach sodann, als mit dem Zeitalter der Entdeckungen Europa im Ganzen den übrigen Erdtheilen gegenüber dieselbe Rolle übervortheilender Ueberlegenheit zu spielen begann, die zuvor Deutschland und Italien in Europa selber gespielt hatten, da verloren wir durch unsere geographische Lage und durch unsere großen religiös-politischen Schicksale die Möglichkeit, uns an jenem völkerverderbenden Wettlaufe nach beiden Indien zu betheiligen. Ein Bruchtheil unserer Nation, der mehr und mehr von uns sich ablöste, die Niederländer, nahmen Ehre und Schande der Seemacht und der Colonialherrschaft für uns auf sich. Ja wohl, auch Schande! Soll ich noch wiederholen, was so hundertmal erwiesen ist, wie diese Colonialherrschaft den politischen Charakter der gebietenden Macht aufs tiefste und nachhaltigste zu schädigen pflegt, wie Neid, Eifersucht und alle andern Seiten schnöder Selbstsucht, fein oder roh, in List oder Gewaltthamkeit gehüllt, Handel und Wandel auch des modernen Karthago's häßlich entstellt haben? Und wo lernt noch heut' die englische Aristokratie der Geburt und des Geldes ihren ideenlosen Egoismus, den wir wieder einmal sattfam haben kennen lernen, wo anders, als auf der hohen Schule von Indien? Und solch' eine Schule sollte unsere Nation nun auch noch zu beziehen eilen, weil es bei Nationen von Stande, so zu sagen, bisher also der Brauch gewesen ist? Weil wir bis heut jeden erhandelten Groschen im Schweiße ehrlicher Concurrrenz verdient haben, sollen wir nun plötzlich die reinen Hände in den Schmutz monopolisirten Colonial-

handels tauchen? Wir sollen die Vertheilung der Reichthümer innerhalb unseres Volkes, die erst in den jüngsten Zeiten ungleichmäßiger geworden ist, als uns lieb sein kann, durch dies künstliche Mittel nach dem Muster anderer geldaristokratisch regierter Nationen geistlich ungünstiger gestalten?

Sehen wir uns gerade dies Frankreich an, dessen Erbschaft jenseits der Oeeane man uns jetzt anzutreten rath! Ich weiß sehr wohl, daß man den schlechten Gang fast aller französischen Colonisation zum Theil auf den Nationalcharakter dieser Colonisten zurückführen muß, die unter allen Zonen Franzosen oder gar Pariser sein und bleiben wollen. Gewiß, der Deutsche, der sich bisher nur allzuleicht auch dem fremdesten Wesen angeschmiegt hat, würde es ihnen an Colonisationstalent weit zuvorthun; unsere Holländer können dafür als Beleg dienen. Aber mindestens eben so sehr ist doch an dem Mißlingen der transmarinen Unternehmungen Frankreichs auch die künstliche Art schuld gewesen, mit der sie ins Leben gerufen wurden. Die französischen Herrscher und Minister wollten einmal durchaus, aus Neid gegen Holland und England, auch ihre Colonien haben, der Eitelkeit der für tönende Namen so empfänglichen Nation mußte neben ihren europäischen Triumphtiteln gerade auch durch Kämpfe und Besitzungen „in vier Welttheilen“ geschmeichelt werden. Selbst von den Gründungen Napoleons III., der mit mehr Studium, als seine Vorgänger, an diese Arbeit gegangen ist, dienen einige nur so zur Fütterung für den Volkshunger nach Gloire. Von Senegambien und zumal von Korea wenigstens darf man das getrost behaupten. Gewissensbisse über die Unsittlichkeit des Colonialmonopols haben sich zudem die Franzosen wohl schwerlich je gemacht.

Aber gehen nicht auch wir umgekehrt in dieser Aengstlichkeit zu weit? Gibt es nicht auch heut noch uncivilisirte und unzuverlässige Völker genug, mit denen sich nicht anders sicher handeln läßt, als wenn man sie dabei dauernd beaufsichtigt und sich stets bereit und stark zeigt, sie im Falle des Unrechts zu strafen? Beides ist ohne Zweifel an vielen Stellen nöthig, aber zur Aussicht und Strafe genügen Consuln und Kriegs-Marine. Ganze Staatsniederlassungen brauchte man um deswillen nur anzulegen, als ein schnelles Wirken von der Heimath in die Ferne noch ganz unmöglich war. Bei unserer Dampfschiffahrt, bei unserer Telegraphie sind Colonien aus diesem Gesichtspunkte so wenig mehr erforderlich, wie daheim gegen die Nachbarn die Militärgrenzmarken Karls des Großen. Nein, daß wir nicht einem falschen, übergeistigen Idealismus huldigen, lehrt der deutlich erkennbare Gang der Geschichte: die Zeit der Handelscolonien ist auch äußerlich vorüber; sie werden fort und fort zusammenschwinden oder ihren Charakter einbüßen. Das Prinzip des freien Handels, das die Culturvölker erfrischt und gestärkt hat, wird auch den uncultivirten, zum Theil bisher gewaltsam niedergehaltenen Rassen zugute kommen und sie emporbringen, wenn ihnen anders überhaupt

zu helfen ist. Wir aber haben sonst Ruhmes genug, um des punischen und batavischen entrathen zu können.

Ich habe versucht die Vorstellung zu bekämpfen, als seien uns Handelscolonien nothwendig oder auch nur wünschenswerth. Gehen wir zu den anderen Gattungen von Ansiedlungen über. Von der Eroberungscolonie Algerien hat wohl noch Niemand gemeint und wird auch keiner meinen, daß Deutschland mit der Besiznahme dieser großen Kriegsschule auf der nahen Gegenküste Frankreichs irgend etwas gewönne.

Wir kommen nun zu dem tausendfach wiederholten Begehren nach Colonien, die geeignet wären, den Strom unserer unaufhörlichen Auswanderung in sich zusammenzufassen, auf daß er nicht in alle Welt verrinne und seine volksthümliche Kraft versiege. Ja, wenn wir dergleichen Colonien haben könnten! Zwar daß sie nicht von uns aus beherrscht werden dürften, würde uns die Geschichte lehren. Aber eben ein von Anfang frei verkehrendes, selbständiges, zweites Deutschland irgend wo zu gründen, es wäre ein Ziel, auf's innigste zu wünschen! nur daß uns Frankreichs Colonialbestand dazu nicht die mindeste Handhabe bietet. Handelt es sich doch um eine Ackerbaucolonie in einem dem unseren entsprechenden Klima, denn Bauern bilden den Hauptstock unserer Auswanderung. Warum haben nur die bösen Franzosen das prächtige Canada schon früher verloren! Denn in den Plantagen von Guadeloupe oder gar Cayenne würden doch unsere Hinterpommern und Schwaben schwerlich arbeiten mögen? Doch genug von diesen Chimären!

Noch bleibt ein Vorschlag zu erledigen übrig, der sich am ersten hören läßt und den wir auch nicht so unbedingt, wie die anderen, von der Hand weisen wollen. Es lassen sich nämlich gewichtige Stimmen etwa folgendermaßen vernehmen: Die Zeit der eigentlichen Colonialpolitik sei freilich vorüber, aber von unendlicher Wichtigkeit für unseren Handel und für die Entwicklung unserer Marine sei die Erwerbung von Stationen für beide. Als eine solche hört man von verschiedenen Seiten besonders Saigun in Cochinchina anpreisen. „Die ostindisch-chinesische Schifffahrt“, schreibt uns ein Freund unseres Blattes, „ist der Lebensnerv der transatlantischen Segelthederei, welche durch die großen Actien-Dampfschiffahrtsgesellschaften zwischen Europa und Amerika auf null reducirt ist, die norddeutsche Flagge ist in allen chinesischen Häfen die zweite, in manchen die erste. Vor allem aber ist Saigun als Marinestation wichtig; von diesem Punkt aus legen die Franzosen bei jedem Kriege nicht allein, sondern bei jedem nur drohenden Conflict unsere chinesische Schifffahrt vollständig brach; kein deutscher Capitän wagt sich dann in jene Gewässer, kein Haus vertraut seine Sendungen dorthin deutschen Schiffen. Hunderte von deutschen Schiffen liegen jetzt in ostindischen, chinesischen, japanischen Häfen müßig und das ist ein *lucrum cessans*, das keine Contribution zu ersetzen vermag. Saigun in unseren Händen ist Sicherstellung

unserer Handelsinteressen in dortigen Gewässern und außerdem ein unschätzbare Stützpunkt für unsere Marine, die sich in der Reinigung jener Gewässer von Piraten vortrefflich ausbilden könnte; die Besetzung ist erst seit kurzem von Frankreich gewonnen, die Deutschen haben bereits einen bedeutenden Theil des Handels dort in ihren Händen.“ — Trozdem haben wir Bedenken, unseren Staatsmännern die Forderung der Abtretung Saigun's von Frankreich jetzt anzurathen. Solche Stationen, die zunächst nach unseren Grundsätzen selbstverständlich wie Singapore Freihäfen sein müßten, haben eigentlich nur eine Bedeutung in ihrer Mehrzahl, wenn sie sich gegenseitig schützen und stützen. In britischen Händen freilich sind selbst die ödesten Kohlen- und Wasserstationen wichtig, denn sie liegen allenthalben zwischen mächtigen Colonialländern, eine gewaltige Kriegsflotte ist im Stande alle etwa bedrohten Relais zugleich zu schützen. Was hülfte aber uns am Ende das eine Saigun in so weiter Ferne, auch wenn wir dort ein oder zwei Kriegsschiffe stationiren könnten, sobald ein Krieg mit einer größeren Seemacht uns heimsuchte? Unsere Chinafahrer lägen dann in Saigun blockirt, statt in Hamburg; ich sehe nicht, was ihnen das für großen Nutzen brächte. So müßten wir also wohl gar gleich mehrere Stationen fordern, vielleicht das stofffranzösische Bourbon oder das „idyllische“ Tahiti? Es wäre zunächst nur um so schlimmer. Für unseren Handel bleibt das A und das D die Vermehrung unserer Kriegsflotte. Nun wird uns eine solche, bei dem schnellen Wechsel der Systeme des Schiffsbaues, in den nächsten Jahrzehenden noch enorme Summen kosten, auch für den Schutz der heimischen Küsten dürfte — trotz ihres ausreichenden passiven Widerstandes im gegenwärtigen Kriege — noch viel zu thun sein. Sollen wir uns da gerade jetzt noch die ungeheueren Kosten aufbürden, die aus der Einrichtung auch nur einer einzigen ostasiatischen Station erwachsen müssen? Vielleicht nur um, wenn wir mit der Gründung nicht ganz fertig geworden sind, ein neues Angriffsobject für einen nächsten Conflict zu schaffen?

Wir geben das alles ernstlicher Erwägung anheim und bekennen, daß wir — wohlverstanden, wie jetzt unsere Seemacht beschaffen ist — zu dem ganzen Handel nicht rathen können. Es gäbe aber, mein' ich, außer der stetigen Vermehrung unserer Flotte noch eine andere Vorkehrung, die wir gegen künftige Gefährdung unseres Handels treffen könnten. Möchten unsere Staatsmänner unter die Friedensbedingungen vielmehr die Anerkennung der Unverletzlichkeit alles Privatgutes zur See durch Frankreich aufnehmen! Die kleinen und mittleren Seemächte werden gern hinzutreten; das seegewaltige Amerika reicht uns schon dazu die Hand. Und England? „Altengland“, sagte Nelson einst, „erwartet, daß jeder seine Schuldigkeit thue.“ Wann wird wieder jeder erwarten dürfen, daß Altengland seine Schuldigkeit thue? —

a./D.